

Klassismus

Einstiegsreader

herausgegeben vom FikuS-Referat



fikuS

Referat für finanziell und kulturell
benachteiligte Studierende

01

Unsere Gesellschaft benachteiligt Menschen mit niedrigem sozio-ökonomischen Status. Ganz besonders zeigt sich das im Bildungssystem – die, deren Eltern nicht studiert haben, fallen schnell durchs Raster. Diese Muster zeigen, dass es Gesellschaftsklassen gibt, die Aufstiege ermöglichen oder verhindern, oft unabhängig von eigenen Bemühungen. Diese Verhältnisse verschwinden nicht einfach von allein. Sie müssen verstanden und aktiv überwunden werden.

Dieser Reader soll einen Einstieg ins Thema bieten. Mit einem Fokus aufs Bildungssystem wird gezeigt, wie Ausschlüsse entstehen, in welchen Nischen sie wirken und über Generationen hinweg weiter bestehen.

Über FikuS:

Das Referat für finanziell und kulturell benachteiligte Studierende – FikuS thematisiert und bekämpft Bildungsbenachteiligungen aufgrund der sozialen Herkunft und dient allen betroffenen Studierenden als Kontakt-, Vernetzungs- und Antidiskriminierungsstelle.

Gendererklärung:

In diesem Text wird der sogenannte „Gender-Star“ benutzt, um dem generischen Maskulinum ausweichen und alle Geschlechter sprachlich zu berücksichtigen, so wird aus „Arbeiter“ eben „Arbeiter*innen“. In psychologischen und sprachwissenschaftlichen Untersuchungen hat sich gezeigt, dass sich dadurch die Wahrnehmung des Textes tatsächlich ändert: zwar wird behauptet, dass mit dem generischen Maskulinum alle gemeint sind, in der Vorstellung der Leser*innen sind es allerdings trotzdem häufig männliche Personen. Gesellschaftliche Ungleichheiten schreiben sich so in der Sprache fort. Diese Wirkung wird auch durch Doppelnennungen („Arbeiterinnen und Arbeiter“) nicht aufgehoben. Für alle, für die es neu

ist, kann sich so ein Text anfangs etwas schwieriger beim Lesen anfühlen. Studien haben aber auch gezeigt, dass Lesegeschwindigkeit und Textverständnis sich nach einer kurzen Gewöhnungsphase nicht von Texten, die nicht geschlechtergerecht verfasst sind, unterscheiden.

Über den Autor:



Kevin Kunze (28) hat selbst keinen akademischen Hintergrund. Nach seinem Bachelor im verwertbar klingenden Fach Wirtschaftspsychologie hat er sich für einen Masterstudiengang in Kulturwissenschaften entschieden und beschäftigt sich an der Universität Lüneburg mit Wissen, Wissensproduktion und Machtverhältnissen. Er beschäftigt sich aber nicht nur mit diskriminierenden Strukturen in der Gesellschaft, sondern unter anderem auch mit Hochschul- und Wissenschaftspolitik. Als leidenschaftlicher Studi-Vertreter war er zum Beispiel 2018/2019 im Vorstand der bundesweiten Studierendenvertretung, dem fzs e.V., und hat als Sachverständiger die studentische Kritik an der letzten BAföG-Reform im Bundestag geäußert. Für Fragen zum Text oder zu anderen Themen ist er unter kevin.kunze@fzs.de erreichbar.

Layout und Gestaltung:

Janka Bösch; zu erreichen unter jankaboesch@web.de

Oben bleiben. Über Klassismus und Klassengesellschaft.

80 Prozent der deutschen Spitzenmanager*innen stammen aus den oberen 3,5 Prozent der Bevölkerung¹. Über 70 Prozent der Kinder von Akademiker*innen gehen studieren, aber nur 24 Prozent der Arbeiter*innenkinder². Tagein, tagaus vermitteln Frauentausch und co.: Wie diese Leute im Fernsehen möchte man selbst bitte nie sein. In jeder Debatte über Hartz IV und Rentenvorsorge finden sich Spitzen gegen Arme und Arbeitslose, sie selbst kommen fast nie zu Wort.

„Klassismus“ ist das gesellschaftliche Ordnungssystem, welches Menschen nach ihrer finanziellen und kulturellen „Klasse“ sortiert und hierarchisiert. Klassistische Zuschreibungen unterliegen dabei der sozialen Konstruktion von Unterscheidungsmerkmalen, die sich zum Beispiel im Verhalten, Aussehen, in der Sprache und im Handlungsrahmen der betroffenen Personen manifestieren. Klassismus wirkt in der direkten Interaktion zwischen Menschen, in medialen Darstellungen verschiedener Lebenswelten, sowie in Institutionen und institutionellen Prozessen. Er ist immer verbunden mit der Auf- und Abwertung von Menschen und ihren Bedingungen.

Die Kategorie „Klasse“ ist in der Betrachtung von sozialen Ausschlüssen ein Aspekt, dem oft wenig Gewicht eingeräumt wird. Der sozio-ökonomische Status und der damit verknüpfte Hintergrund spielen dabei an vielen Orten eine wichtige Rolle und viele, häufig unbewusste Abgrenzungen und Ausschlüsse basieren darauf. „Klasse“ fasst dabei ein enormes Ge-

¹Friebel (2000): S. 70-76.

²Stifterverband (2017): S. 12.

04

flecht verschiedener Faktoren zusammen: Einkommen, Familie, Bildungsstand, Erziehung und Sozialisation sind nur ein Ausschnitt.

Eine enge Verknüpfung gibt es damit auch zu Fragen wie: In welcher Umgebung ist eine Person aufgewachsen, siebter Stock oder Einfamilienhaus? Welche Schule wurde besucht? Wie hat das persönliche und familiäre Umfeld die eigenen Interessen unterstützt? Welches Verhalten und welche Interessen galten als erwünscht und unerwünscht? Wurde man schon in Kindheit und Jugend als Gesprächspartner*in auf Augenhöhe behandelt? Auf welchen Namen wurde man getauft? Wie viele Bücher befanden sich im Haushalt, in dem jemand aufgewachsen ist? Welche Bücher? Welche Medien wurden konsumiert? Wurde Zeitung gelesen? Was gab es nach der Schule zum Mittag- oder Abendessen? Wurde diskutiert und wenn ja, wie und worüber? Wie hat sich das familiäre Umfeld ausgedrückt? Wo hat die Familie Urlaube verbracht? Welche Freizeitaktivitäten ging man nach? Welchen Job hatten die Eltern und deren Freund*innen und welche Möglichkeiten haben sich daraus ergeben?

All diese Fragen und unzählige weitere prägen den Lebenslauf eines Menschen mehr als man glauben möchte. Die Antworten sind ein Fenster in die verschiedenen Gesellschaftsklassen, die ohne Zweifel existieren. Zwar bilden sie sich nicht durch direkte und einfache Zuordnungen ab, denn die Arbeitswelt sieht deutlich anders aus als zu der Zeit, in der Bürgertum und Arbeiter*innenschaft klar definiert waren. Aber uns allen sind vielleicht schon Unterschiede zwischen Menschen aufgefallen, die zum Beispiel auf die obigen Fragen zurückzuführen sind. Diese Unterschiede sind nicht bloß marginale Eigenheiten von Leuten, sondern Teil einer Systematik, die Menschen ausschließt. Sie bestimmt, wer überhaupt Zugriff auf lukrative Jobs und repräsentative Posten hat – und wie schwierig der Aufstieg ist.

Es sind nicht die Gene

Kinder von Besserverdienenden haben gute Chancen, selbst einmal ein stattliches Einkommen zu erhalten; dieser Zusammenhang ist lange bekannt. Eine Studie aus Norwegen³ zeigt: das gilt auch für adoptierte Kinder. In der Studie wurden die Daten von über 2000 koreanischen Kindern, die von norwegischen Eltern adoptiert wurden, ausgewertet. Im Ergebnis bildet sich ein signifikanter Einfluss des familiären Umfeldes auf das spätere Vermögen ab.

Michael Hartmann, Soziologe und insbesondere Elitenforscher, hat die Lebensläufe von über 6000 promovierten Jurist*innen, Ingenieur*innen und Wirtschaftswissenschaftler*innen verglichen⁴. Neben dem Ergebnis, dass schon die Promotion für die Personen aus seiner Stichprobe enorm sozial selektiv war, fand er heraus, dass diejenigen aus seiner Stichprobe, die später auf Spitzenpositionen landeten, sehr oft Kinder aus dem Großbürgertum oder dem gehobenen Bürgertum waren. Zum Bürgertum zählt er Grundbesitzer*innen, Unternehmer*innen ab einer bestimmten Größenordnung, leitende Angestellte, Offiziere und höhere Beamte. Das Großbürgertum macht die oberen 0,5 Prozent der Gesellschaft aus.

Seine Untersuchung zeigt auch, dass insbesondere die höheren Positionen in der Wirtschaft einer großen sozialen Selektion unterliegen. Dort stammen rund 80 Prozent aus dem Bürger- oder Großbürgertum. Von den untersuchten Bereichen ist die Politik am wenigsten klassenselektiv – etwa 50 Prozent der politischen Eliten haben einen solchen Hintergrund.

Die Klasse lässt sich nicht vom Kontoauszug ablesen

Die Zugehörigkeit zur sozio-ökonomischen Schicht hat nur bedingt etwas mit dem direkten Einkommen zu tun. Klassen sind nicht nur materiell zu

³Vgl. Fagereng et. al. (2015).

⁴Vgl. Hartmann (2002).

verstehen, sondern auch kulturell und sozial. Das bedeutet: Ein Arzt findet sich in den Gesprächen auf einer Cocktailparty der Oberschicht nicht unbedingt besser zurecht, als ein arbeitsloser Theaterwissenschaftler. Denn um als dazugehörig wahrgenommen zu werden, muss man Kontakte vorweisen können, bestimmte Regeln des Auftretens beherrschen und einen Wissenskanon erfüllen. Dazu gehört zum Beispiel, sich ganz selbstverständlich über klassische Literatur unterhalten zu können (oder zumindest überzeugend genug den Anschein zu erwecken) und eine bestimmte Ausdrucksweise sowie Körpersprache.

Der französische Soziologe Pierre Bourdieu trennt daher bestimmte Klassenmerkmale in „Kapitalsorten“:

- » ökonomisches Kapital, welches vorrangig mit Einkommen und Kontostand, aber auch verfügbarer (Arbeits-)Zeit zu tun hat,
- » soziales Kapital, welches sich aus den sozialen Kontakten und daraus dem folgendem Zugang zu Ressourcen und Netzwerken ergibt,
- » kulturelles Kapital, welches aus der Bildung und dem Wissen eines Menschen, hervorgeht. Dabei geht es sowohl um institutionelle Anerkennung durch bspw. Abschlüsse und Zertifikate, aber auch um in Schule, Ausbildung und Hochschule und darüber hinaus erlangte Bildung und schließlich auch um Zugang zu Bildung durch Bücher oder z.B. Computer und
- » symbolisches Kapital, welches sich zum Teil aus den anderen Kapitalsorten ergibt. Hat jemand ausreichend symbolisches Kapital, sind bestimmte Nachweise der einzelnen Kapitalsorten gar nicht mehr erforderlich: der Name oder ein Titel reichen oft, um anerkannt zu werden sowie Chancen und Vertrauen zu erhalten, statt eines anderen Beweises. Dadurch führt Kapital zu mehr Kapital – soziale Zugän-

ge werden vereinfacht, ebenso wie der Zugriff auf finanzielle Mittel durch Kredite oder Geschäfte.⁵

Bourdieu versteht in seiner Theorie auch den Geschmack als Indikator der Klassenzugehörigkeit und damit als zentrales Unterscheidungsmerkmal. In einer Untersuchung hat er Personen aus vielen Berufsgruppen und mit unterschiedlichen Qualifikationen aus verschiedenen Musikstücken ihren Favoriten auswählen lassen. Diese Musikstücke waren u.a. durch ihre Komplexität und Zugänglichkeit in drei Geschmacksebenen eingeteilt: den legitimen Geschmack der (kulturellen) Oberschicht, den mittleren Geschmack und den populären Geschmack.

Es hat sich dabei gezeigt, dass Lehrer*innen, Künstler*innen und Hochschuldozent*innen am ehesten ein Werk des „legitimen Geschmacks“ nannten, Führungskräfte aus dem privaten Sektor und Techniker*innen das Werk des mittleren Geschmacks und Arbeiter*innen, untere Angestellte, Handwerker*innen und Dienstpersonal das Werk des populären Geschmacks. Hier zeigt sich: der Geschmack klassifiziert die Menschen. Und auch wenn sich die Bewertung von verschiedenen Werken stetig ändern kann – Vivaldis „Vier Jahreszeiten“ wären heute wohl eher als zu Bourdieus Untersuchung Teil des populären Geschmacks, allein durch die häufige mediale Nutzung – lässt sich annehmen, dass der kulturelle Geschmack ein wichtiges Mittel zur Einordnung des Gegenübers ist. Und: dieser Geschmack ist erlernt und zwar hauptsächlich außerhalb der Schule, also im Elternhaus, bei Verwandten und Bekannten, auch wenn die konkreten Momente des Erlernens nicht mehr erinnert werden und der eigene Geschmack deshalb als völlig individuell, selbstbestimmt und natürlich erscheint⁶.

⁵Vgl. Fuchs-Heinritz & König (2011): S. 159 ff.

⁶Vgl. Bourdieu (1982): S. 31-38.

Der Stallgeruch entscheidet

Über 90 Prozent der Eliten haben einen Hochschulabschluss – die Uni ist ein wichtiger Meilenstein auf dem Weg zur Spitzenposition. Die fortschreitende Öffnung der Hochschulen der letzten Jahrzehnte bis heute hat zwar diesen Bereich der Bildung für viele Teile der Gesellschaft zugänglicher gemacht als früher, in den lukrativen Spitzenpositionen bleibt aber alles beim Alten. Die meisten Forscher*innen kommen hier zu der naheliegenden Annahme, dass es dort nicht nur um Leistung und Qualifikation geht.

Trotzdem halten nur etwa 43 Prozent der Inhaber*innen der 1000 wichtigsten Elitepositionen die sozialen Unterschiede in der Gesellschaft für ungerecht. In repräsentativen Befragungen der gesamten Bevölkerung stufen aber ca. drei Viertel diese Verhältnisse als ungerecht ein, das ist also ein deutlich anderes Bild. Schlüsselt man die Elitenbefragung nach Herkunft auf, wird es noch interessanter. Bei den Eliteangehörigen, die selbst schon aus dem Großbürgertum kommen, gibt es eine klare Mehrheit: über 50 Prozent halten die sozialen Unterschiede für gerecht, nur gut 25 Prozent nicht. Die Eliten mit Herkunft aus dem Arbeiter*innenmilieu schätzen die Unterschiede mit über 60 Prozent als ungerecht ein, sie sind innerhalb der Elitepositionen aber nur eine Minderheit⁷.

Doch wie schreiben sich diese Unterschiede fort? Welche Effekte begünstigen die Auswahl von Personen mit entsprechender sozio-ökonomischer Herkunft für die wichtigen Positionen? Eine mögliche Antwort liefert auch hier Pierre Bourdieus Klassentheorie. Neben den Kapitalsorten ist ein bestimmendes Konzept dieser Theorie der „Habitus“.

Ähnlich dem umgangssprachlichen Gebrauch des Wortes sieht Bourdieu im Habitus die Verhaltensweisen einer Person. Sie sind alle bedingt durch die Sozialisation und Erziehung von der Geburt an. Es geht aber nicht nur um das bloße nach außen sichtbare Verhalten, sondern auch um die

⁷Vgl. Hartmann (2015): S. 32 ff.

Handlungsmöglichkeiten, die jemand in Erwägung ziehen kann, um mit Situationen umzugehen. Der Habitus vereint also unausgesprochene und größtenteils unbewusste Haltungen gegenüber dem Umfeld, aus denen sich der wahrgenommene Möglichkeitsraum eigenen Handelns ergibt⁸ – Was traue ich mir zu? Wie gehe ich mit schwierigen Situationen um? Wen kann ich um Rat fragen? Entsprechend sind auch die Strategien, wie mit Problemen umgegangen wird, unterschiedlich. Der Habitus ist durch die Klassenzugehörigkeit und alle damit verbundenen Merkmale geprägt. Auf der Ebene des Habitus ist die Kategorie „Klasse“ aber auch mit anderen sozialen Kategorien verschränkt – er ist auch durch Kategorisierungen wie ‚Rasse‘ oder Geschlecht beeinflusst.

Das sozio-ökonomische Milieu mit allen seinen Faktoren – Erziehung, Bildung, persönlicher Umgang, Zugang zu Kultur usw. bestimmt also unsere Handlungsoptionen in gewisser Weise. Der Habitus besitzt außerdem eine Beständigkeit gegenüber Veränderungen im Leben – eine Person, die im Reichtum aufgewachsen ist, aber keine finanziellen Mittel mehr zur Verfügung hat, verhält sich trotzdem eher wie ein reicher Mensch, als eine Person aus ärmeren Verhältnissen in der gleichen Lage. Diese Verhaltensweisen und Handlungsoptionen sind zwar erlernt, werden aber so sehr als Normalität angenommen, dass sie quasi ins Körperliche übergehen, der Zeitpunkt oder Prozess des Erlernens ist nicht mehr bewusst in der Erinnerung. Bourdieu nennt das „Inkorporation“.

Der Habitus hat auf verschiedene Arten Einfluss auf den Zugang zu gesellschaftlichen Aufgaben oder Berufen. Einerseits gibt es schon eine Sortierung dadurch, dass der Habitus bestimmt, welche Tätigkeiten sich jemand überhaupt zutraut und sich daher für Positionen bewirbt bzw. darauf hinarbeitet. Andererseits ist er ein wichtiger Faktor in der Auswahl von Personal, besonders in wenig standardisierten Besetzungsverfahren, wie es bei hohen Führungspositionen meist der Fall ist. Ausgewählt wer-

⁸Vgl. Bourdieu (2001): S. 164 ff.

den dann eher die Personen, die von der bestehenden Führungsriege als „eine*r von uns“ wahrgenommen werden⁹. Das kann auch unbewusst geschehen und nur ein Bauchgefühl sein. Haben Bewerber*innen aber erst einmal direkten Kontakt zu den Personen, die Personalentscheidungen treffen, bestimmt der „Stallgeruch“ mit. Vage und schwer messbare Merkmale wie Ausdrucksweise, kulturelle Bildung und die Einhaltung von bestimmten Verhaltensweisen wiegen dann schwerer als Erfahrung und Qualifikation. Das kann dann die Personalentscheidung direkt beeinflussen, aber zunächst auch die Dauer des Bewerbungsgesprächs, den Gesprächsverlauf durch spontane Nachfragen und weitere Faktoren, die tendenziell nicht direkt auffallen.

Zwar sind Teile des Habitus der gehobenen Schicht erlernbar, wenn man nicht in diese hineingeboren wurde – Tischmanieren oder Weingeschmack beispielsweise. Doch bei anderen Bereichen ist es schwieriger. Der Umgang mit Kultur und Allgemeinbildung wird vielleicht immer etwas Anstrengung zur Anpassung an die Gepflogenheiten erfordern und nicht einfach selbstverständlich sein, denn den Vorsprung der anderen aufzuholen ist selten möglich. Ein Mensch kann zwar Schwimmen lernen, er wird aber nie zum Fisch. Analog dazu verhält es sich mit den Unterschieden im Habitus.

Niemand wird dumm geboren

Es ist kein Geheimnis, dass das deutsche Bildungssystem die bestehenden Unterschiede in der Gesellschaft in seiner aktuellen Form nicht ausgleichen kann. Die OECD hat dies in ihrer regelmäßigen Betrachtung verschiedener Bildungssysteme bemängelt: In Deutschland sind die Aufstiegschancen zu gering, die Bildungsmobilität ist unterdurchschnittlich¹⁰.

Die Ungleichheiten schreiben sich im Bildungssystem fort und werden im-

⁹Vgl. Aronson et. al. (2008): S. 430 ff.

¹⁰ Vgl. OECD (2016).

mer wieder reproduziert. Es fängt damit an, dass Familien aus den höheren Schichten eher Nachhilfe in Anspruch nehmen, oder dies überhaupt bezahlen können. Auch können die Eltern oft besser mit dem Schulstoff helfen, entweder, weil sie überhaupt erst die Zeit dafür aufbringen können, oder, weil sie den Inhalt besser zu vermitteln wissen. Akademiker*innenkinder haben also schon einen Startvorteil, der sich auch in tendenziell besseren Noten zeigt. Zwischen dem Schulerfolg von Kindern und der Anzahl der Bücher im elterlichen Haushalt wurden wiederholt Zusammenhänge nachgewiesen. Und auch wenn in Deutschland sehr wenige Menschen tatsächlich zu arm sind, um Bücher anschaffen zu können, sind Lesen, Vorlesen und Bücher besitzen vielfach nicht Teil des Habitus von Familien in prekären Lebens- und Arbeitssituationen.

Es geht weiter: Dass Kinder aus der Unterschicht von Lehrer*innen schlechter beurteilt werden, zeigt nicht nur das bekannt gewordene Zitat „Kevin ist kein Name, sondern eine Diagnose.“, aus einer Studie zu Vorurteilen gegenüber Vornamen von Schulkindern. Etliche Studien aus verschiedenen Bundesländern haben immer wieder gezeigt, dass Kinder aus (groß-)bürgerlichen Haushalten weniger für eine Gymnasialempfehlung leisten müssen, als Kinder aus der Arbeiter*innenschicht. Gleiche Noten, ungleiche Behandlung. Dazu kommt, dass Arbeiter*innenkinder mit Gymnasialempfehlung seltener auch aufs Gymnasium geschickt werden, als Kinder von Akademiker*innen. So ist es nicht verwunderlich, dass nur 29 Prozent der Kinder, deren Eltern kein Abitur haben, ein Gymnasium besuchen¹¹.

Theoretisch sollten an der Schule alle die gleichen Bedingungen haben, faktisch werden hier aber soziale Ungleichheiten kaum ausgeglichen, eher sogar verstärkt. Die Wahrscheinlichkeit, gute Noten zu bekommen, steigt, wenn man eine erwünschte Standardsprache spricht, wenn man geübt darin ist, brav zu sein und zuzuhören, wenn man möglichst theo-

¹¹Vgl. Schulze, Unger, Hradil (2008): S. 4 ff.

retisch argumentiert. Wer keine Eltern mit akademischem Hintergrund hat, hat möglicherweise andere Verhaltensweisen gelernt, die nun in der Schule abgewertet werden. Das liegt alles nicht daran, dass Arbeiter*innenkinder in irgendeiner Art und Weise mangelhaft sind. Das Problem ist: Bewertungen, die über den weiteren Verlauf des Bildungsweges entscheiden, sind daran geknüpft, die kulturellen Standards einer Ober- und Mittelschicht zu beherrschen. Andere kulturelle Standards werden dabei benachteiligt. Das wirkt zusammen mit bewussten oder unbewussten Vorurteilen.

Oben bleibt oben

An den Hochschulen schließlich landen 24 Prozent der Arbeiter*innenkinder. Der Zugang bis dahin wurde vielleicht schon durch Auswahlgespräche erschwert, die dazu neigen, Personen mit akademischem Habitus zu bevorzugen. Vielleicht haben ihre Mitbewerber*innen auch noch einen Bonus für den Uni-Zugang bekommen, weil sie schon in ihrer Schulzeit ehrenamtlich aktiv waren, oder für einige Zeit im Ausland zur Schule gingen. Solche Aktivitäten sind oft nur mit entsprechendem finanziellen Hintergrund möglich – oder erscheinen nur mit einem kulturellen Hintergrund im Bürgertum auch als sinnvoll und produktiv. Hochschulen neigen dazu, ihre Zulassungsverfahren diverser zu gestalten und nicht mehr nur auf Noten zu achten. Doch ist die Anpassung an das Schulsystem und die Anstrengung um gute Noten für Arbeiter*innenkinder oft der einzige Weg an die Universitäten. Werden nun aber auch andere Faktoren gewertet, in denen ein akademischer Hintergrund sich tendenziell günstiger auswirken könnte, kann das weitere Hürden aufbauen.

Die Hochschule ist für Kinder aus der Arbeiter*innenschicht eine ganz andere Welt als für Kinder aus bürgerlichen Haushalten, besonders für die

ersten Familienmitglieder, die ein Studium beginnen. An vielen Studiengängen lässt sich nicht direkt ablesen, welchen Beruf man später hat, was häufig zu Diskussionen darüber führt, ob eine Ausbildung nicht doch sinnvoller als ein Studium wäre. Medizin oder Maschinenbau sind noch einigermaßen eindeutig, Kommunikationswissenschaft oder Kunstgeschichte hinterlassen eher Fragezeichen. So ist es sehr nachvollziehbar, dass die Wahl von Arbeiter*innenkindern oft auf bodenständig erscheinende Fächer fällt, das zeigt sich dann auch in der Zusammensetzung der Student*innen im jeweiligen Fach. Landet man doch in einem Fach der Geisteswissenschaften, fühlt man sich häufig fremd und fehl am Platze. Das Vorwissen vieler Kommiliton*innen, genau wie deren selbstverständlicher Umgang damit, kann einschüchtern und die wenigsten Arbeiter*innenkinder können sich für das Platon-Seminar die Studienausgaben ihrer Eltern, inklusive Randnotizen, aus dem Bücherregal ausleihen. In Diskussionen im Seminar oder am Mensatisch hat man vielleicht das Gefühl, inhaltlich und sprachlich nicht mithalten zu können. Wenn Referate oder Hausarbeiten anstehen, kann keine damit vertraute Person aus der Familie mit Rat zur Seite stehen und überprüfen, ob man denn den nötigen wissenschaftlichen Duktus getroffen und alles sauber zitiert hat.

Auf der finanziellen Seite sind die Probleme noch deutlicher. Die Mieten in den Hochschulstädten sind hoch, subventionierte Wohnheimplätze knapp. Das BAföG ist längst nicht mehr bedarfsgerecht, die Sozialerhebung des Deutschen Studentenwerks zeigt das regelmäßig – und es erhalten sowieso nur 18 Prozent der Student*innen überhaupt BAföG¹² – eine enttäuschende Rate, die in den letzten Jahren sogar stetig gesunken ist. Die Eltern können häufig keine oder nur wenig finanzielle Unterstützung leisten, Auslandsaufenthalte kommen so schon gar nicht in Frage und werden oft nicht einmal als realistische Möglichkeit gesehen, selbst wenn die Finanzierung gesichert wäre. Der Ausweg aus der Geldknapp-

¹²Vgl. DSW (2017): S. 14.

heit sind Nebenjobs; die führen allerdings nicht selten dazu, dass sich das Studium verlängert. An schlecht bezahlte, freiwillige Praktika zur eigenen Weiterbildung ist kaum zu denken. Überschreitet man die Regelstudienzeit, erlischt aber der Anspruch auf BAföG, weitere Schulden durch einen Studienkredit sorgen für größere Unsicherheit, Stipendien der großen Förderwerke erhalten vor allem Akademiker*innenkinder. Und bei den Eltern ist für eine Verlängerung der Studienzeit vielleicht auch kein Verständnis aufzubringen, schließlich sind für den Bachelor doch drei Jahre angesetzt – genau wie bei einer Ausbildung. Warum sollte das Studium also doch länger dauern?

Diese Hürden sind zwar nicht bei allen Personen ohne akademischen Hintergrund gleich ausgeprägt. Es können keine Vorhersagen darüber gemacht werden, wem welche konkreten Probleme begegnen werden. Doch die allgemeine Tendenz ist eindeutig und alle Beispiele sind Teil der Systematik, welche viele Menschen den Zugang zu bestimmten Positionen und Möglichkeiten verwehrt. Natürlich können nicht für alle Menschen Führungspositionen geschaffen werden und es muss auch nicht jede*r einen Hochschulabschluss haben. Aber alle Menschen sollten die gleiche Chance haben, wenn es um Auswahl und Zugang zu diesen Bereichen geht. Wie können wir also diese Benachteiligungen abbauen? Und wessen Aufgabe ist das?

Reiche Eltern für alle? Auswege und Gegenstrategien

Die etlichen Hürden und Ausgrenzungen werden nicht von heute auf morgen verschwinden. Dazu braucht es tiefgreifende ökonomische und gesellschaftliche Veränderungen. Trotzdem, oder eher gerade deshalb, sollten wir uns Gedanken darüber machen, wie wir im Kleinen und Größeren, dafür sorgen können, dass Klassismus und Klassengesellschaft entge-

gengewirkt wird und die Benachteiligungen, soweit es aktuell möglich ist, abgebaut werden. Dabei ist es elementar, Betroffene zu stärken und einzubinden sowie alle anderen für diese Probleme zu sensibilisieren.

Eine Benachteiligung aufgrund der sozio-ökonomischen Herkunft, also klassistische Diskriminierung, ist in keinem Gesetz in Deutschland erwähnt. Weder im Grundgesetz, noch im Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetz findet sich eine juristische Grundlage für Betroffene, dagegen vorzugehen. In der EU-Grundrechtecharta findet sich zwar ein Verbot der Diskriminierung wegen der sozio-ökonomischen Herkunft, darauf kann sich allerdings in den allerseltensten Fällen berufen werden. Nicht nur dieser Zustand zeigt, dass es wenig Bewusstsein für Klassismus in der öffentlichen Debatte gibt. Man stelle sich nur den Aufschrei vor, würden die Nachmittagsprogramme vieler Privatfernsehsender aus einer, gerne spöttisch aus dem Off kommentierten, Aneinanderreihung von Klischees, Vorurteilen und ganz offenen Verunglimpfungen von Rollstuhlfahrer*innen bestehen. Von einer fairen Abbildung verschiedener Lebenssituationen sind die meisten Medien sowieso eher weit entfernt. In Bezug auf die sozio-ökonomische Herkunft vielleicht am weitesten – obwohl sie unseren Blick auf verschiedene Lebenswelten stark prägen und eine wichtige Rolle für den Abbau von Vorurteilen und Ausgrenzung spielen können.

Eine ebenfalls wichtige Rolle spielt, wie schon ausgeführt, das Bildungssystem. Die Ergebnisse der Bildungsforschung zeigen, dass Änderungen dringend nötig sind. Die Bildungspolitik müsste eigentlich so schnell wie möglich den Forschungsstand einholen. Die Förderung von Heterogenität und die Vermeidung von Stereotypisierungen, Vorurteilen und Diskriminierung sollten zentral in der Lehrer*innenausbildung, der Fortbildung von Lehrer*innen und auch in der Struktur von Schule und Unterricht sein. Befragungen von Lehrer*innen zeigen aktuell nämlich eher, dass Vorurteile häufig als unproblematisch wahrgenommen werden, wenn sie

überhaupt als Vorurteil anerkannt werden. Das gilt für viele soziale Kategorien und ist längst nicht auf Klassismus beschränkt. Im Lehramtsstudium, das natürlich eine gute Balance zwischen Fachunterricht, Bildungsforschung und Pädagogik aufweisen muss, kann die Frage nach sozialen Kategorien zwar vorkommen, aber eine gute Abdeckung des Themas zur Prävention von Ungleichbehandlung und zum Ausgleich von unterschiedlichen Startbedingungen müsste deutlich anders aussehen.

Außerdem müssen soziale Kategorien, Vorurteile und Diskriminierung im Unterricht thematisiert werden, um Sensibilität zu schaffen und es muss bei der Zusammenstellung von Schulklassen immer auf eine soziale Durchmischung geachtet werden. Denn vor allem der Kontakt und die Kooperation mit den vermeintlich Anderen kann Ausgrenzung vorbeugen. Einerseits müssen also die strukturellen Benachteiligungen in der Bildungslaufbahn abgebaut werden, andererseits muss das Bildungssystem einen positiven Umgang mit Unterschiedlichkeit fördern.

Nach der Schule setzen sich die Ausschlüsse aktuell aber nur fort. Die Zugangsmöglichkeiten zur Hochschulbildung müssen besser kommuniziert werden, außerdem braucht es flächendeckend Beratungsangebote für Studieninteressierte ohne akademischen Hintergrund. Durch direkte Ansprache können Befürchtungen ausgeräumt und Möglichkeiten aufgezeigt werden. Die Zulassungsverfahren der Hochschulen sollten außerdem so ausgelegt sein, dass Menschen ohne akademisches Elternhaus eher gefördert als gehindert werden, insofern sollten auch Erfahrungen aus Berufsausbildungen begünstigt werden, statt nur auf gute Abiturnoten oder außercurriculare Tätigkeiten zu setzen, die oft nur mit soliden Finanzen zugänglich sind, oder vor allem Personen mit bildungsbürgerlichem Habitus ansprechen. Die Sozialerhebungen des Deutschen Studentenwerkes zeigten wiederholt, dass das BAföG aktuell seinen Zweck etwas verfehlt. Die Wohnungspauschale ist zu niedrig für die Mieten in Hoch-

schulstädten, die Lebenshaltungskosten sind insgesamt deutlich höher, als vom BAföG vorgesehen, BAföG-Schulden schrecken ab und die Quote der Geförderten sinkt beständig – das ist keine besonders attraktive Aussicht für Menschen mit sowieso schon prekärem finanziellen Hintergrund. Der Handlungsbedarf wird von vielen Verbänden und Parteien erkannt. Die Vorschläge sind allerdings sehr variabel: elternunabhängiges BAföG, vielleicht sogar als Vollzuschuss ohne Schulden, eine Erhöhung der Sätze, eine Staffelung nach Lebenshaltungskosten in der Region, ein geringer Vollzuschuss mit ergänzenden Kreditangeboten, eine Anpassung der Einkommensgrenzen, Schuldenerlass bei guten Leistungen oder ein bedingungsloses Grundeinkommen. Aber nicht alle Reformvorschläge würden die beschriebenen Probleme lösen, einige könnten sie verschärfen.

Die Fähigkeit zum wissenschaftlichen Schreiben ist genau so wenig angeboren, wie ein besonders großer Fremdwortschatz. Auch hier gibt es verschiedene Startpositionen in das Hochschulleben und die Wissenschaft, die mitgedacht werden müssen. Unterstützungsangebote wie Schreibkurse und Schreibberatung sowie Einführungen ins wissenschaftliche Arbeiten sollten der Mindeststandard an allen Hochschulen sein. Der sprachliche Duktus sollte außerdem nicht relevant für Benotungen sein – genau wie die Namen der Student*innen. Verbindliche Regeln für die Pseudonymisierung von Klausuren und Hausarbeiten können helfen, genau wie ein sicherer Anspruch auf eine Zweitkorrektur. Sensibilität für soziale Ausschlüsse ist natürlich auch für Hochschuldozent*innen elementar, doch leider spielen Faktoren außerhalb der bloßen Fachkompetenz kaum eine Rolle bei der Berufung von Professor*innen und es gibt aktuell keine Möglichkeit, verpflichtende Fortbildungen einzuführen. Die freiwilligen Angebote nehmen oft nur diejenigen wahr, die sowieso schon vertraut mit dem Themenbereich sind. Überhaupt sind die wissenschaftlichen Standards kritisch zu untersuchen, da die aktuelle Praxis auch jede Menge

Ausschlüsse jenseits des Schreibstils produzieren kann. Damit das aber auf lange Sicht passieren kann, müssen Klasse und Klassismus auch im Studium vorkommen. Jedes Fach hätte das Potenzial, diese Themen in die Lehre einzubauen. Natürlich ist die Klassengesellschaft kein Thema für eine Vorlesung in theoretischer Physik. Aber wenn es auf die Metaebene geht und über Berufsbilder, oder auch nur die Zusammensetzung der Gruppe im Hörsaal geredet wird, sollten Zugänge und Ausschlüsse systematisch besprochen werden.

Die Kultur innerhalb der Studiengänge und Seminare ist veränderbar und keinesfalls in Stein gemeißelt. Würden Lehrende häufiger auch das Redeverhalten im Seminar thematisieren, dazu auffordern, Fremdworte immer zu erklären, in Diskussionsbeiträgen kein Vorwissen zu verlangen und nicht immer den Student*innen das Wort erteilen, die am schnellsten aufzeigen, kann die Diskussionsatmosphäre enorm davon profitieren. Diskutiert man in einem oder mehreren Seminaren auf diese Art, hat das sicherlich auch Einfluss auf das Redeverhalten am Mensatisch. Und in allen Fächern kann es sehr sinnvoll sein, selbstkritisch über die Art zu sprechen, wie sich eigentlich ausgetauscht wird und ob das bloß unhinterfragte Gewohnheit ist, oder tatsächlich inhaltliche Gründe hat.

Doch ohne eine Selbstorganisation von Betroffenen wurden noch nie Ausgrenzungen aufgehoben. Initiativen wie Arbeiterkind.de bemühen sich darum, Menschen ohne akademischen Hintergrund in der Hochschule zu helfen, insgesamt thematisiert Arbeiterkind.de die gesellschaftlichen Zustände, die solche Angebote überhaupt nötig machen, jedoch kaum. Einen anderen Entwurf gibt es zum Beispiel an der Universität Münster. In der Struktur des autonomen „fikuS“-Referates organisieren sich „finanziell und kulturell benachteiligte Studierende“. Sie wählen auf Vollversammlungen der Betroffenen an der Universität regelmäßig Referent*innen, die dann auch Stimmrecht in der Student*innenvertretung haben.

Das Referat bietet eigenständig Veranstaltungen und Beratung an, positioniert sich inhaltlich und diskutiert mit der Universität und anderen Akteur*innen über die Studienbedingungen für Menschen ohne akademischen Hintergrund. Ende 2019 gründete sich das SoFiKuS Marburg („Referat für Sozial Finanziell Kulturell benachteiligte Studierende“), seit 2020 gibt es das fakE an der Universität Köln, ausgeschrieben heißt es „autonomes Referat für anticlassistisches Empowerment“. Daneben gibt es außerdem häufig Hochschul- oder Lokalgruppen von Gewerkschaften, in denen sich oft Personen engagieren, die vor dem Studium schon gearbeitet haben und häufiger keinen akademischen Hintergrund haben, oder andere mögliche Orte in der Studierendenvertretung, um Probleme zu adressieren.

Wichtig ist: Niemand trägt individuell Schuld an institutionellen Benachteiligungen oder gesellschaftlichen Phänomenen. Es setzt sich auch ziemlich sicher keine Gruppe von Mächtigen zusammen und bespricht, wie die Unterschicht am besten von gesellschaftlichen, politischen und wirtschaftlichen Schlüsselpositionen ferngehalten werden kann. Die Auswahlmechanismen haben sich aber historisch als unproblematisch genug erwiesen, um sie größtenteils zu erhalten. Lange erlerntes Denken und Handeln von beinahe allen Personen in dieser Systematik verstärken diese Ausschlüsse dann, oder ermöglichen sie überhaupt erst.

Klassismus wird definitiv zu wenig kritisch reflektiert, doch nur wenn diese Reflektion auf allen Ebenen stattfindet, lassen sich Maßnahmen entwickeln, um die aktuellen Benachteiligungen abzubauen. Strukturelle Veränderungen in Institutionen, inhaltliche Berücksichtigung in Medien und Gesetzen und individuelle Sensibilisierung müssen ineinandergreifen, um die erwähnten Probleme und viele weitere damit verknüpfte anzugehen. Ein individueller Anfang wäre, sich im Alltag öfter zu fragen, welche Erfahrungen mit Klassismus man selbst schon gemacht hat (und

worauf diese zurückzuführen sind), ob in einer aktuellen Situation gerade Klassismus hervortritt und es dann nicht als unhinterfragte Normalität stehen zu lassen.

Zum Schluss ein Appell: Sich als Arbeiter*innenkind an der Universität zu rechtzufinden und einzuleben kann schwierig sein, aber niemand ist allein. Sprecht mit euren Kommiliton*innen, nehmt Kontakt zu euren Studi-Vertretungen auf und versucht, euch entweder über eure Fachschaften, Hochschulgruppen, im AstA und insbesondere im fikuS einzubringen. Gebt Lehrenden Feedback, entweder direkt in den Veranstaltungen, in Evaluationen oder über Gremien. Andersherum benötigt es für den Abbau von Hürden die Solidarität von Student*innen mit akademischem Hintergrund. Hört Betroffenen zu, hinterfragt euch selbst, leistet Unterstützung. Achtet darauf, wie in euren Sitzungen, auf euren Treffen, aber auch in euren Seminaren und Freundeskreisen gesprochen und miteinander umgegangen wird. Wenn ihr aus einem akademischen Haushalt kommt: nutzt doch vielleicht nicht immer Fremd- oder Fachworte, oder erläutert sie direkt. Irgendwann habt auch ihr sie zum ersten Mal gehört. Reflektiert eure Verhaltensweisen und Handlungsmöglichkeiten und fragt euch, wo sie herkommen. Fordert das gleiche von Lehrenden. Wenn ihr Arbeiter*innenkinder seid: Sprecht mit den Lehrenden über die Art der Seminarleitung und das Vorwissen, das sie oft voraussetzen, ohne es selbst zu merken. Sprecht mit Gleichstellungsbüros, um das Thema auf die Tagesordnung zu bringen. Vernetzt euch und werdet nach euren Möglichkeiten aktiv, tretet eurer Studi-Vertretung freundlich auf die Füße und regt sie an, sich mit dem Thema Klassismus auseinanderzusetzen, auch in der eigenen Struktur. Fordert Ressourcen ein, damit ihr euch selbst einsetzen könnt.

Und zuletzt: das Ziel sollte nicht bloß eine Gesellschaft ohne Klassismus sein, sondern eine Gesellschaft ohne Klassen.

Literaturverzeichnis:

Aronson, Elliot; Wilson, Timothy D.; Akert, Robert M. (2008): Sozialpsychologie. Pearson Studium.

Bourdieu, Pierre (1982): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (2001): Wie die Kultur zum Bauern kommt. Über Bildung, Klassen und Erziehung. VSA-Verlag.

Deutsches Studentenwerk (2017): 21. Sozialerhebung: Die wirtschaftliche und soziale Lage der Studierenden in Deutschland 2016. Online verfügbar unter: http://www.sozialerhebung.de/download/21/Soz21_zusammenfassung.pdf

Fagereng, A., Mogstad, M., Rønning, M. (2015): Why do wealthy parents have wealthy children?. In: Discussion Papers No. 813. Statistics Norway. Online verfügbar unter: https://www.ssb.no/en/forskning/discussion-papers/_attachment/233189?_ts=14e43a7df40

fakE – autonomes Referat für antiklassistisches Empowerment. Uni Köln. Website: <http://arfake-koeln.de/>

fikuS – Referat für finanziell und kulturell benachteiligte Studierende. Uni Münster. Website: <http://www.fikus-muenster.de>

Friebel, Harry; Epskamp, Heinrich; Knobloch, Brigitte; Montag, Stefanie; Toth, Stephan (2000): Bildungsbeteiligung: Chancen und Risiken: Eine Längsschnittstudie über Bildungs- und Weiterbildungskarrieren in der „Moderne“. Leske + Budrich.

Fuchs-Heinritz, Werner; König, Alexandra (2011): Pierre Bourdieu: Eine Einführung. UTB-Verlag.

Hartmann, Michael (2002): Der Mythos von den Leistungseliten. Spitzenkarrieren und soziale Herkunft in Wirtschaft, Politik, Justiz und Wissenschaft. Campus Verlag.

Hartmann, Michael (2015): Deutsche Eliten: Die wahre Parallelgesellschaft?. In: Oben – Mitte – Unten. Zur Vermessung der Gesellschaft. Bundeszentrale für politische Bildung.

OECD (2016): Bildung auf einen Blick 2016. OECD-Indikatoren.

Schulze A., Unger R., Hradil S. (2008): Bildungschancen und Lernbedingungen an Wiesbadener Grundschulen am Übergang zur Sekundarstufe I. Projekt- und Ergebnisbericht zur Vollerhebung der GrundschülerInnen der 4. Klasse im Schuljahr 2006/07. Herausgegeben von: Projektgruppe Sozialbericht zur Bildungsbeteiligung, Amt für Soziale Arbeit, Abteilung Grundsatz und Planung, Landeshauptstadt Wiesbaden. Online verfügbar unter: https://www.uni-mainz.de/presse/downloads/02_soziologie_uebergangsstudie_wiesbaden.pdf

Stifterverband für die deutsche Wissenschaft (2017): Hochschul-Bildungs-Report 2020. Höhere Chancen durch höhere Bildung? Jahresbericht 2017. Online verfügbar unter: <http://www.hochschulbildungsreport2020.de>

SoFiKuS – Referat für Sozial Finanziell Kulturell benachteiligte Studierende. Uni Marburg. Web: <https://www.facebook.com/SofikusMarburg>



fikuS

Referat für finanziell und kulturell
benachteiligte Studierende